

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Bremer Literaturpreis 2005

Dankrede Brigitte Kronauer, gehalten am 26. Januar 2005

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der gewiss nicht in Bremen, insgesamt jedoch etwas aus dem Blickfeld geratene Rudolf Alexander Schröder mutet uns in seinem Gedicht „Aus der Villa Torlonia“ eine offenbar tröstlich gemeinte Hypothese zu. Sie betrifft Mensch und Weltlage und lautet folgendermaßen: „Wir bleiben stets die gleichen.“

Sollen wir uns über diese Frohbotschaft freuen? Oder ärgern wir uns lieber über die, wie man sofort am Klang hört, schon etwas ältere Benachrichtigung? Es kommt ja noch besser oder, wie's beliebt, schlimmer. Wir bleiben nämlich, nach Schröders Diktum, nicht nur stets die gleichen, es geht weiter mit: „Und das Gemeinsame ist überall.“ Je nachdem, in welchem menschenfreundlichem, beziehungsweise menschenfeindlichem Gedankengang man gerade steckt, handelt es sich, isoliert betrachtet, um eine zwiespältige Botschaft. „Stets die gleichen?“ Wie schön und versöhnlich – beziehungsweise: mein Gott, wie hoffnungslos!

Ein populäres Witzschema nutzend, frage ich nun den Dichter, Sie und mich: Was ist denn das Gemeinsame zwischen, sagen wir mal, erstens, Caesar angesichts des Hauptes seines ermordeten Schwiegersohns Pompeius, zweitens, der Abneigung der Amerikaner gegen das Flirten und drittens, einer bestimmten Schildkrötensorte?

Kündigt jemand derartiges als Vorlauf eines Witzes an, sind die Zuhörer bereits in Erwartung der Pointe amüsiert. Begänne dagegen ein zeitgenössischer Roman mit der lakonischen Präsentation von ähnlich Disparatem, riefte das in der Regel nur Erbitterung hervor. Man ahnt nämlich, dass man dort auf die Beantwortung der selbstverständlich unausgesprochenen Frage, was diese Dinge miteinander zu tun haben, verflücht lange warten muss. Nun handelt es sich aber hier, im Bremer Rathaus, weder um einen Witz, noch um einen Roman, sondern lediglich um ein paar Überlegungen zur „fixen Idee“.

Daher, und bloß als Sprungbrett, ohne weitere Umstände die Auflösung: Das Gemeinsame ist das explizite Verhältnis zur erkannten oder verbannten Doppel- und Vieldeutigkeit. Die Amerikaner nämlich, so schreibt der in den USA

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG
c/o Stadtbibliothek Bremen

Am Wall 201 * 28195 Bremen * Telefon 0421/361 4046 * FAX 0421/361 6903 * E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de
Sparkasse Bremen * BLZ 29050101 * Konto 01002591

lehrende Christopher Baethge in der Aprilnummer dieses Jahres im „Merkur“, suchen das Uneindeutige, Unentschiedene auf allen Ebenen und mit mancherlei Mitteln zu vermeiden. Es zu dulden, sei nicht amerikanischer Stil und müsse mit seinen drohenden Beunruhigungen zumindest unterdrückt werden. Ein Schwebezustand – das Gegenteil der Zwangsalternative von Verlieren oder Gewinnen –, darf also, wie beim harmlosen Beispiel des Flirtens, dessen Reiz ja im verzwickten Taktieren mit changierenden Geschlechtermasken und eben nicht in Rollenkonformität besteht, nicht auch noch mutwillig ausgereizt werden.

Cäsar, so Michel de Montaigne andererseits und schon einige Jahrhunderte früher, dient mit der glaubwürdigen Trauer angesichts des ersehnten Todes seines Feindes, aber eben auch alten Triumviratfreundes und Verwandten Pompeius, als Exempel für die keineswegs spezifisch moderne Geschmeidigkeit unserer Seele, simultan entgegengesetzte Stimmungen zu beherbergen und beweglich mal die eine, mal die andere vorherrschen zu lassen. Der große europäische Realist Montaigne sieht dem Tatbestand irritierender Gleichzeitigkeiten im Gefühlsleben antiker und neuer Menschen mit Erkenntnisfreude ins Auge.

Zurück zu Amerika, hin zu den Riesenschildkröten, hin zu Herman Melville, der, Baethge zumindest für das 19. Jahrhundert widerlegend, ein Großmeister, ein Besessener der Doppelwertigkeit war. Allerdings stellte sich auch genau das, Baethge bestätigend, bei der amerikanischen Rezeption als Melvilles Verhängnis heraus. Man erklärte ihn zuerst für verrückt, dann vergaß man ihn.

Melville in seinen Skizzen zu den Galápagos-Inseln: „...die Schildkröte besitzt, so dunkel und traurig sie auf dem Rücken gefärbt ist, eine lichte Kehrseite... Außerdem ist allgemein bekannt, daß sich die Schildkröten, wenn ihr sie auf den Rücken legt und damit ihre lichte Seite enthüllt, nicht selbst umdrehen können, um ihre andere Seite zu zeigen. Doch nachdem und weil ihr dies getan habt, möchtet ihr nicht darauf schwören, dass die Schildkröte gar keine dunkle Seite habe. Freut euch ihrer lichten Seite, lasst sie umgekehrt liegen, solange es euch möglich ist; seid aber auch ehrlich und leugnet nicht ihre schwarze Seite ab.“

Hier haben wir sie, die sprichwörtliche Kehrseite dieser und einer jeden Medaille. Bauch- und Rückenansicht der Dinge und Gefühle – und dass sie das eine wie das andere haben, ist mit Sicherheit ihr und unser aller Gemeinsames -, sind nicht gleichzeitig sichtbar, sollten jedoch, da sie gleichzeitig vorhanden sind,

fordern Montaigne wie Melville, von unserem Bewusstsein nicht vertuscht werden. Es gilt, weder die eine noch die andere Ansicht zu verdrängen.

Warum nicht?

Wohl nicht nur, um die Laszivität der alten Kulturtechnik des Flirtens zu erhalten, vielmehr auch, um die Fähigkeit zu Kompromiss, Differenzierung, Selbstrelativierung auszubilden angesichts der geahnten und auch erwünschten Komplexität der Welt, ebenso wie der unaufhörlichen Widersprüche im eigenen Kopf und Herzen.

Ist aber die Komplexität der Wirklichkeit überhaupt eine erwünschte? Ich glaube schon, denn wir erhoffen in ihr die fruchtbare Vielfalt des Organischen, den Reichtum und das Geheimnis von Phänomenen, denen noch nicht das Exzerzieren in festen Kategorien beigebracht wurde, auch was uns selbst, unsere noch zu entdeckenden internen Möglichkeiten betrifft.

Es geht um die Freiheit gegenüber konstruierten Zwangsläufigkeiten, die man uns von klein auf zur besseren Handhabung unserer Person einreden will. Und, viel dümmter: Später versagen wir uns selbst die Chance eines Perspektivenwechsels in den Borniertheiten von Wahrnehmung und Gefühl - aber nicht nur da -, weil wir jenes Trauern im triumphierenden Cäsar, jene andere Seite der Schildkröte zu wenig bedenken. Das Bedenken der Gleichzeitigkeit gegensätzlicher Realitäten im selben Gegenstand, in derselben Seele, ist ein Weg, der Wirklichkeit ein bisschen näher zu kommen, näher als in irgendeiner Verranntheit durch Einäugigkeit, näher als in jeder Ideologie.

Freilich ist das nicht jedermanns Geschmack. Vielleicht ist es nicht einmal, oder nur theoretisch, unserer. Denn abstrakt erwogen mag das ja plausibel klingen und als halb gefährliches Geplänkel mit dem Mehrdeutigen, Nicht-Fixierten zeitweilig sogar verlockend. Aber in der Praxis? Sind wir da nicht sehr erpicht auf scharfe Grenzziehung und zwar auf die zwischen unseren einzelnen Empfindungen wie auf die gegenüber unserem privaten und politischen Nächsten, der nämlich, von Feiertagsstunden abgesehen, ein ganz, ganz anderer ist als wir? Nennen wir Vieldeutigkeit im Denken nicht zu Recht Mangel an Deutlichkeit?

Was wäre denn, etwa unter ästhetischem Blickwinkel, die Welt ohne den Willen zur Unterscheidung? Wäre nicht alles ohne Dramatik, Vitalität, Schmiss

und Schwung? Was würde aus unseren Gefühlen und Tugenden, wenn wir sie nicht den dämmernden Übergängen entrissen und bei prunkenden Leidenschaftstitulierungen unterstellten: Liebe, Hass, Neid, Eifersucht, Hoffnung, Habsucht, Opfermut etcetera? Wenn wir nicht versuchten, heroisch eine zersetzende Skepsis niederkämpfend, an deren Homogenität zu glauben, so wie erst recht an die erlösende Trennung von Mensch und Tier, Mann und Frau, Freund und sehr bösem Feind? Haben wir denn umsonst das natürliche Beispiel von Himmel und Hölle, Schwarz und Weiß, Finsternis und Licht, Eigennutz und Fremdschaden, Glück und Unglück?

Benötigen wir nicht, gerade dann, wenn uns als Individuum oder Nation Zweifel und prekäre Vagheit einer Situation alle Kräfte lähmen, deren explosive Beseitigung durch eine Tat und sei's eben, in Gottes Namen um des höheren Gutes willen, eine militärische?

Klare Fronten also! Dazu streben wir freilich ganz von selbst. Niemand wird die Neigung zu kleinen persönlichen Verteufelungen bei sich abstreiten können. Ebenso wenig lässt sich übersehen, wie leicht und gern und geradezu süchtig, ist der Stein erst mal ins Rollen gebracht, sich Bevölkerungen durch Satanisieren des sogenannten Gegners gezielt kriegslüstern machen lassen.

Schon in den Gruppen kleiner Kinder bilden sich, wir alle wissen es, zur Entlastung der Mitglieder und Stärkung der Cliquenmoral, Sündenböcke heraus aufgrund einer geringfügigen physiologischen Abweichung, eines Sprachfehlers, einer falschen Bekleidung. Hat man erst mal einen Anhaltspunkt gefunden, lässt sich rasch die gesamte Person zu einer durch und durch untragbaren stilisieren oder auch maskieren oder auch diabolisieren. Das läuft praktisch von allein und wie geschmiert. Die Dämonisierungslust steckt in allen. Sie befreit von den eigenen Dämonen, und ist sie erst angefacht, kaum noch zu zügeln.

Prosaisches Beispiel aus jüngerer Zeit: In der Pisa-Problematik wurde ausgerechnet denen, die im Zusammenhang den härtesten Job haben, den Lehrern also, die Schuld zugeschoben, statt sie bei den Eltern, einer falschen Politik und den, ihren Bildungsauftrag schnöde vernachlässigenden Medien zu suchen.

Man kennt das von sich selbst. Es ist eine Art Trieb und schafft, wie jede Triebbefriedigung, Vergnügen. Mensch, Tier, Ding, alles taugt dazu, wie zum Gegenteil, dem Idolisieren.

Das Idolisieren ist die andere Seite dieser Medaille. Vergöttlicht man ein Ding, nennt man es Fetisch. Das kann ein Schuh oder eine Fahne sein. Es duldet keine Götter neben sich, der dunkle Rücken der Schildkröte muss vergessen werden. Man tut es gern. Denn herrlicher, sinnstiftender als alle Freiheiten der Ambivalenz ist die Droge der fixen Idee: das Unterwerfen unter eine Passion wie es Liebende tun, unter einen charismatischen Anführer, wie es Teenager und periodisch Bevölkerungsmehrheiten machen. Der Gewinn ist in beiden Fällen eine wunderbare Ausrichtung der ordentlich werdenden Wirklichkeit, mitreißende Simplifizierung jenseits der Aufklärung durch eine Idee, ein Gefühl in Obsessionsstärke.

Wenn die fixe Idee erst die Realität in ihre Beleuchtung getaucht hat, ist alles, was uns begegnet, zufallsfreie Bestätigung, nicht nur jeder Fingerzeig des geliebten oder gehassten Menschen: Zur Betörung größerer Gemeinschaften lassen sich eigentlich widersprüchliche Details in gewünschter Farbstichigkeit als logische Beweiskette propagieren. Die Welt wird auf eine fatale Weise harmonisch. Alles passt zusammen.

Und auch hier ertappe sich jeder gern bei sich selbst. Die aktuelle Polarität: dort Amerika (dem gegenwärtig vieles, Sie kennen die Sündenliste, durchaus nicht zu verzeihen ist) – hier Europa hat etwas Beflügelndes. Wie Eisenfeilspänen scheinen sich die Belege, unsere Vorurteile ratifizierend, um die beiden Kontinente zu sammeln, samt pauschalen Bewertungen, versteht sich.

Niemand behaupte, solche selbstmanipulierten Räusche täten nicht von Zeit zu Zeit auf primitive Weise gut.

Allein, vollständig vergessen können wir unser Wissen um die andere Seite nie. Es ist der Fluch der Gleichzeitigkeit, der durch die globale Informationslage vermutlich heftiger als je zuvor auf alle Vergnügen tiefe Schatten wirft, weil wir nicht lange genug wegschieben können, dass jeder ohnehin nicht spielend zu bewerkstelligenden, privaten Zufriedenheit katastrophale Ereignisse feindlich gegenüberstehen und jeder unserer Genüsse mit einer Fragwürdigkeit erkaufte wird. Hier erinnere ich, ein zugegeben unspektakuläres, alltägliches Beispiel, nur an die uns allen bekannte Behandlung von angst- und schmerzfähigen Schlachttieren rund um die Uhr.

Wir alle kennen andere Exempel.

Unschuldige Freude, sehr geehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, ist für Erwachsene bloß durch eine an Debität grenzende Verdrängung möglich. Ein Umstand, der uns überfordert und die Menschen vielleicht schon immer überforderte.

Die Literatur, sofern sie sich nicht als poetische Sonntagspredigt begreift, kann da kaum trösten. Und doch hat sie schon immer auf ihre Art von der Melancholie der Gleichzeitigkeit und der mit ihr verbundenen Zerstörung individueller Schutzschranken erlöst, indem sie Glück und Unglück, Liebe und Verrat in ein Nacheinander persönlich zugeschnittener Fakten umwandelte. Erst genoss Cäsar den Sieg über den Feind Pompeius, dann weinte er über den Verlust des alten Freundes Pompeius, dann lachte er wieder ohne Wehmut, ohne Bedauern. Ob es so war? Die Schildkröte ist zuerst durch und durch dunkel. Wir drehen sie um, und jetzt ist sie durch und durch hell, und wir vergessen schnell, und es gilt nicht mehr, was wir eben noch wussten.

So sehen Lebensläufe und Handlungen aus, mit denen uns, oberflächlich gelesen, die ältere Literatur märchenhaft beschenkte. Je ruppiger, schroffer die inszenierte Berg- und Talfahrt des Geschicks, desto berückender. Und kam dann ein läuternd tragisches oder gar ein Happyend, dem Bösen abgerungen, dabei heraus, schien es die ganze Welt einen Augenblick lang gut und daher glücklich zu machen.

Das Registrieren eines nur kurzfristigen, des sehr befristeten Entkommens der Gleichzeitigkeit und ihrer relativierenden Tücken ist sicher unvermeidlich geworden. Aber noch immer stellt das Erzählen ein Nacheinander her, nur werden die Abstände zwischen Gipfel- und Talzuständen enger. Es kann ein Flackern entstehen, auch das zwischen edlen und abstoßenden Gedanken in derselben Person, Interferenzen, die den flotten Verlauf des Geschehens, der gebräuchlichen Romanaktivitäten also, erheblich stören. Das ist der Preis, den solche Literatur für ihre Verwurzelung in einer verändert wahrgenommenen Wirklichkeit zu zahlen hat, auch wenn wir uns gern damit schmeicheln, unser Leben sei in satten, gläubig absolvierten Handlungsklischees authentischer gespiegelt.

Und tatsächlich spiegelt Literatur auch, da sie ihre gegenständliche Welt aus Ideen neu und schlüssig zu bauen sucht, das uns allen Gemeinsame, die uns allen gemeinsame Anfälligkeit für die Wonnen der fixen Idee. Ein Roman

kann das Hin und Her zwischen unserem Bedürfnis nach der unbegrenzten Freiheit des Vieldeutigen, Flüssigen und andererseits nach dem Labsal des Typisierens, des Verfestigens bis zur Schablone, nach Einseitigkeit und Übersteigerung zu Idol und Sündenbock im Großen und wohl lieber noch im Lächerlichen, im sehr Kleinen, auch Schmerzlichen darstellen.

Darstellen, mehr nicht. Das ist der Beitrag der Literatur zum vorgeführten Problem. Sie mögen das allzu dezent finden. Meine Indezenz besteht darin, dass ich die gesamte Zeit über von nichts anderem geredet habe als von den Hintergründen, Hintergedanken meines Romans, den Sie, und hier danke ich besonders herzlich der Jury und Ihnen, liebe Sibylle Cramer, in Bremen auszeichnen.

Das aber ist eine – fast unschuldige – Freude für mich.